

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4627) vierteljährlich 2,10 Mk., für 3 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2731.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 30 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Etwas über Theorie und Praxis.

* Leipzig, 1. August.

Wenn wir uns noch einmal etwas eingehender mit den Lehren beschäftigen, die aus den belgischen Ereignissen des Frühjahrs zu ziehen sind, so geschieht es nicht, um in irgend einer Weise den Hofmeister unserer belgischen Genossen zu spielen. Das liegt uns um so ferner, als wir den gesunden Geist sehr genau kennen, der in den Massen der belgischen Arbeiter steckt, und der uns nicht einen Augenblick daran zweifeln läßt, daß sie über kurz oder lang ihre Geschäfte sehr energisch mit eigenen Händen besorgen wird, ohne dazu im geringsten eines ausländischen Beirats zu bedürfen. Vielmehr bestimmt uns zu dieser nachträglichen Betrachtung der Umstände, daß die belgischen Vorurteile eine sehr wichtige praktische Bedeutung für uns Deutsche selbst haben. Seit einigen Jahren ist uns das Verhalten der belgischen Arbeiterpartei bei vielen Gelegenheiten als Muster und Beispiel hingestellt worden. Bei den Diskussionen über Taktik und Prinzip in unserer eigenen Partei sind gar manches Mal die Einwendungen der einen Seite mit dem Hinweis auf Belgien abgethan worden. „Die belgischen Genossen machen es so, und welche herrlichen Erfolge haben sie nicht davongetragen; also können diese Wege nicht falsch sein.“ Solche und ähnliche Reden haben wir in den Diskussionen der letzten Jahre oft zu hören bekommen, und wir werden sie, trotz der jüngsten Mißerfolge, wohl auch später noch zu hören bekommen. Deshalb erscheint es uns angebracht, auf die tieferen Ursachen des Verhaltens der belgischen Arbeiterpartei, sowie ihre Erfolge und Mißerfolge, noch einmal etwas gründlicher einzugehen. Und zwar wollen wir drei Fragen erörtern, die gerade jetzt auch bei uns im Vordergrund des Interesses stehen und zu den brennendsten gehören. Wir meinen das Genossenschaftswesen, den Kampf gegen den Alkoholismus und die Frage der Wahlkandidaturen, drei Fragen, über die sich die deutsche Partei in der allernächsten Zukunft wird endgültig entscheiden müssen.

Was den von Marx begründeten wissenschaftlichen Sozialismus von allen anderen Lehrmeinungen der Gesellschaftswissenschaft scharf unterscheidet, das ist der vollständige Verzicht auf jede Zukunftsträumerie. Man mag die Schriften von Marx von vorn bis hinten durchblättern, niemals wird man die Ausmalung irgend eines „Zustandsstaates“ darin finden, sondern mit nüchtern, streng wissenschaftlicher Schärfe werden die Zustände, wie sie jetzt tatsächlich bestehen, untersucht und nur hieraus, nur aus der Erkenntnis jetzt bestehender Thatsachen werden Schlüsse gezogen. Das ist es gerade, was den riesigen

Fortschritt von Marx gegenüber den früheren Sozialisten ausmacht. Während jene mit der Ausmalung eines Zustandsstaates begannen und von dort aus rückwärts die Wege suchten, die hinein führen sollten, hielt sich Marx streng an das, was wirklich ist, und suchte von hier aus vorwärts die Wege in ein besseres Sein.

Um so verwunderlicher ist es, daß gerade ihm und seinen Schülern heute vielfach der Vorwurf gemacht wird, daß sie ohne Rücksicht auf die harte Wirklichkeit einem erträumten, alleinseligmachenden Endziel nachjagten und die praktische Gegenwartsarbeit verachteten. Diese Behauptung steht mit dem ganzen Wesen der Marxschen Lehre im Widerspruch. Und doch ist es sehr verständlich, wie diese Behauptung hat aufkommen können. Ein Gleichnis wird das am besten klar machen.

Vor Jahrhunderten beruhte die Heilkunde auf keiner Wissenschaft. Es gab noch keine wissenschaftliche Erkenntnis des menschlichen Körpers. Nichtsdestoweniger gab es Ärzte. Und sie waren auch durchaus nicht ganz überflüssig. Sie kannten die äußerlichen Anzeichen (Symptome) mancher Krankheiten und wußten Mittel, um die Schmerzen zu lindern. Das war gewiß schon etwas wert. Nichtsdestoweniger waren sie Quacksalber, denn da sie den menschlichen Körper im gesunden und kranken Zustande nicht gründlich (und weiter bedeutet das Wort „wissenschaftlich“ nichts) durchforscht hatten, so kannten sie die Ursachen der Krankheiten nicht und konnten sie auch nicht beseitigen. Sie konnten die Symptome kurieren, das heißt die äußeren Anzeichen, die Schmerzen z. B., lindern, vielleicht auch für einige Zeit unfähig machen; aber sie konnten die Krankheiten nicht heilen.

Es kam die auf wissenschaftlicher Erkenntnis beruhende Medizin. Sie beachtet die Symptome nur, um daraus die Natur der Krankheit zu erkennen; begnügt sich aber nicht damit, die Symptome zu beseitigen — giebt es doch sogar Arzneien, welche die Schmerzen zunächst vermehren — sondern geht der Krankheit selbst zu Leibe. Der Quacksalber glaubt, die Krankheit sei geheilt, wenn die oberflächlichen, dem ungelübten Auge erkennbaren Symptome beseitigt sind; der wissenschaftlich gebildete Arzt sieht weit mehr Symptome, er sieht Anzeichen der Krankheit, welche dem Quacksalber stets verborgen bleiben, und kann somit weit sicherer beurteilen, ob die Krankheit geheilt ist oder nicht. Mit der Krankheit selbst verschwinden dann auch die Symptome.

Genau so liegt es mit der Krankheit, unter der die menschliche Gesellschaft leidet. Auch sie macht sich an allerlei äußeren Anzeichen (Symptomen) bemerkbar. Und wer nur oberflächlich hinsieht, wird dann schnell für jedes solches Symptom ein Heilmittel bei der Hand haben. Damit wird aber in vielen Fällen nur das äußere Anzeichen der Krankheit beseitigt, nicht die Krankheit selbst. Will man gründ-

liche Heilung, so muß man zunächst tief in die Zusammenhänge des sozialen Lebens eindringen und muß versuchen, die Ursachen der Krankheit zu entdecken und die Mittel zur Beseitigung dieser Ursachen zu finden.

Das ist es, was Marx und nach ihm der wissenschaftliche Sozialismus versucht. Er begnügt sich nicht mit dem ersten Schein der Dinge. Er weiß, daß die Dinge meist anders sind, als sie auf den ersten Blick scheinen und daß es häufig langer, mühsamer Arbeit bedarf, um das wahre Wesen der Dinge hinter ihrem falschen Schein zu erkennen. Er weiß aber auch, daß diese lange, mühsame Arbeit notwendig ist, wenn man die menschliche Gesellschaft wirklich heilen und nicht nur an Symptomen herumkurieren will.

Damit ist natürlich durchaus nicht gesagt, daß das Herumkurieren an Symptomen unter allen Umständen zu verwerfen sei. Im Gegenteil. Die Linderung oder gar die Beseitigung von Schmerzen ist gewiß auch eine schöne Sache. Nur freilich muß man in der Auswahl der Mittel sehr wählerisch sein. Es kann wohl kommen, daß ein Mittel sehr geeignet ist, die augenblicklichen Schmerzen zu beseitigen, daß es aber für später weit schlimmere Uebel nach sich zieht, als es im Augenblick gut macht. Wenn der Fortgang der wissenschaftlichen Untersuchung derartiges aufdeckt, so müssen solche Mittel unbarmherzig verworfen werden. Und überhaupt muß die Benutzung solcher auf der oberflächlichen Beobachtung äußerer Symptome beruhenden Mittel in dem Maße eingeschränkt werden, als uns die wissenschaftliche Erkenntnis Maßregeln für unser praktisches Verhalten an die Hand giebt.

Wer um nicht das Zeug hat, solchen tiefen und mühsamen Untersuchungen zu folgen, insbesondere wer ungeduldig ist und sofortige Heilung wünscht, der wird solch eingehendes Forschen als „unpraktisch“ verwerfen und verlangt „praktische Gegenwartsarbeit“. Statt der Revolution die Reform. Diese „praktische Gegenwartsarbeit“ besteht aber in nichts anderem als darin, daß für irgend einen augenblicklich empfundenen Uebelstand ein Abhilfsmittel gesucht und angewandt wird, und zwar mit dem bloßen sogenannten „gesunden Menschenverstand“, ohne Rücksicht auf den Zusammenhang mit anderen Uebelständen. Von diesem Zusammenhang weiß der ja nichts, der die eingehende Forschung verwirft. Was die wissenschaftliche Untersuchung aufgedeckt hat, erscheint ihm als ausgedacht, als ein willkürlich aufgestelltes Zukunftsbild, dem zuliebe die „praktische Gegenwartsarbeit“ vernachlässigt werden soll, und daher dann das Gerede von den Zukunftsträumerieen des Marxismus. Unser Anti-Marxist verläßt sich einfach auf das, was er mit seinem „gesunden, nicht durch dogmatische Vorurteile getriebenen Blick“ sieht — und vergißt ganz, daß die Dinge anders scheinen als sie sind.

Seuilleton.

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Diebig.

In einem kleinen Gartenrestaurant, das an ihrem Wege lag,kehrten Arthur und Miene ein. Im Landhaus war sonst kein Amüsement zu holen, keine Musik, keine Würfelbuden, keine Kutschbahnen; aber heut war der lauschige stille Garten so recht etwas für sie. Sie drückten sich in den entferntesten Winkel und rückten da ganz nah zusammen; seine Rechte lag auf ihrer Schulter, seine Linke hielt sie zwischen beiden Händen unterm Tisch.
Ihr Bier war ausgetrunken. Neue Gäste kamen, ein ganzer Strom schon auf dem Heimweg Begriffener ergoß sich noch einmal hier herein, alle Tische waren rasch besetzt. Schon warf der Kellner ärgerliche Blicke auf das Pärchen in der Ecke, das da wie angenagelt saß und doch so gut wie nichts verzehrte. — „Poplige Gesellschaft!“ Nicht mal fünf Pfennige hatten die gegeben! Mit Absicht streifte er immer wieder an ihnen vorbei; nun wies er ein paar Klagsuchende an ihre Tischechen.
Da flohen sie.
„Wie lange darfst du ausbleiben?“ flüsterte Arthur, als sie draußen unter den schwarzen Bäumen der Allee standen.
„Ich hab den Schlüssel — bis zwölf!“
Jetzt ging es erst auf zehn.
„Wir gehen noch nicht nach Hause, noch lange nicht.“ flüsterte er wieder und zog ihren Arm fester in den seinen. — „Kommt. Da's hier nicht schön?“

„Ja,“ seufzte sie und ließ sich willig ziehen, immer weiter hinein, unter die schwarzen Bäume. — — — Zwei, drei Willen nach, schattenhaft hinter dichtem Laubwerk auftauchend. Hinter den Gittern betäubender Blumenbust — Reseden, Levkoyen — dann eine unendliche, dunkle, einsame Leere, von welkernen Sternen nicht erhellt.

Glühende Wangen an glühende Wangen geschmiegt, heißer Hauch heißem Hauch entgegengerichtet. Schulter an Schulter, Hüfte an Hüfte.

So schritten sie dahin, immer tiefer hinein in die Einsamkeit, die ihnen zu eigen gehört, ihnen jetzt ganz allein.

XIII.

Der erste Oktober war vor der Thür. Jetzt war die Gänsezeit bald in vollem Schwung. Mutter Reschke hielt sich auch welche, in einem kleinen Ställchen im Sand- und Kartoffelfelder. Ganz mager und dürr vom Händler gekauft, wurden sie da fett gemacht — genudelt — und dann als pikante „Oderbrücker“ wieder verkauft. Man hatte immer einen guten Profit dabei, selbst wenn eine aus Mangel an Licht und Luft, oder wegen einer Rubel, die ihr zu unsanft eingestopft worden, rasch geschlachtet werden mußte. Dann als man eben auch mal Gänsebraten. Mutter Reschke war, wie sie sagte, für 'nen guten Happen immer zu haben, und Vater Reschke, der bei saurer Milch und Schalenkartoffeln groß geworden, ließ für was Feines sein Leben.

In der letzten Zeit wurde der Tisch bei Reschkes überhaupt besser geführt; Mutter Reschke fühlte sich, trotz ihrer Dicke, oft klapprig, vom vielen Stehen und ewigen Schwagen im Laden todmüde; da war's immer besser, man spendierte dem Wagen etwas, als man trug das Geld in die Apotheke. Und es ließ auch ja manches

von der Ware übrig; gerade Feines, was sich nicht so leicht verkaufte, das man aber dann doch nicht umkommen lassen konnte.

Hatte das Ehepaar sich recht angeeignet, so lag es, angeschwollenen Riesenschlangen nach dem Fraß gleich, in den Sofaeden und hielt einen Verdauungsschlaf. Mochte vorn die Klingel sich rühren mit eindringlich mahnendem Gellen, das war jetzt nicht seine Sache, im Laden zu bedienen! Einmal muß der Mensch seine Ruhe haben.

Elli stand dann hinterm Ladentisch auf einer Fußbank und überschaute altklugen Blickes das ihr Anvertraute. Um diese Zeit war nicht viel los; höchstens, daß ein Arbeiter vom Neubau kam und sich eine Cigarre holte — seit in der Nähe gebaut wurde, hatten sich Reschkes auch Cigarren zugelegt, aber dabei war auch nichts zu verdienen — fünf Pfennig das Stück! — bloß damit die Leute nicht ins Cigarrengeschäft gingen.

Desto fleißiger kamen die Kinder aus der Nachbarschaft nach Johannisbrot und Gerstenzucker, besonders die Knaben. Unter diesen hatte Elli viele Verehrer, denn sie geizte nicht mit ihren Reizen, teilte großmütig Gerstenzucker und Lakritzen, Johannisbrot und Hustenbonbons aus. Vor allem, wenn ihr einer gefiel, gab sie mit vollen Händen. Der Ladentisch war förmlich umlagert; manche Keilerei aus Eifersucht entstand. Dann retirierte Elli oben auf dem Ladentisch und sah interessiert zu, wie ihre Verehrer sich gegenseitig Beulen schlugen.

Mutter Reschke war immer sehr erfreut über den regen Zulauf, den ihre Elli hatte. „Det is er Mädchen! Zieh Obacht,“ sagte sie zu ihrem Mann, „die zieht uns den ganzen Laden voll. Wenn die erst groß is, sind wer seine raus!“